

Die Neue Phänomenologie hält Gericht

Kommentar zu Hermann Schmitz, „Naturwissenschaft und Phänomenologie“

Geert Keil

((1)) Die Neue Phänomenologie ist nach Hermann Schmitz angetreten, die Verirrungen und Verfehlungen des abendländischen Geistes zu korrigieren, die zu der „reduktionistischen Abstraktionsbasis“ der modernen Naturwissenschaft geführt haben. Insbesondere hat die Phänomenologie diese Abstraktionsbasis, also den „Filter, der darüber entscheidet, was aus der unwillkürlichen Lebenserfahrung so durchgelassen wird, daß es in die Begriffsbildung und Bewertung Einlaß findet“ ((1)), näher an die unwillkürliche Lebenserfahrung heranzulegen.

((2)) Die mit großer Sprachgewalt geschilderten Verirrungen und Verfehlungen des abendländischen Geistes reichen Schmitz zufolge weit zurück. Er läßt sie, sein Kritikziel der modernen Naturwissenschaft zeitweise aus den Augen verlierend, schon in der Antike beginnen. Den Sündenfall markiert nicht wie üblich Descartes, sondern Demokrit. Dieser habe mit seiner Atome-plus-leerer-Raum-Doktrin, die nur die primären Qualitäten Gestalt, Lage und Anordnung kennt, und mit seiner Zerlegung des Menschen in einen Körper und eine abgeschlossene seelische Innenwelt die „dominante europäische Intellektualkultur“ gegründet ((8)). Sein Buchstabengleichnis, demzufolge alle Dinge durch Umstellungen derselben Atome entstehen, sei das „Wahrzeichen des Konstellationismus“, mit dem auch „die Naturwissenschaft ihre Triumphe gefeiert“ habe ((12)). Demokrits Atomismus und Konstellationismus als die prägende Kraft der abendländischen Geistesgeschichte auszugeben ist kühn, war doch der Atomismus in jeder Epoche eine Minderheitenposition. Diese Kühnheit ist Schmitz wohl selbst aufgegangen, so spricht er davon, daß später eine „Entschädigung durch zugesetzte Parameter“ stattgefunden habe, insbesondere durch die Substanzen, die „statt der erlebten ganzheitlichen Situationen mit binnendiffuser Bedeutsamkeit den isolierten Merkmalen der ausgewählten Sorten Halt und Zusammenhang geben sollen“ ((19)). Die Substanzen als dem Atomismus zugesetzte Parameter auszugeben ist ebenfalls eine eigenwillige Deutung; Aristoteles hätte sich mit guten Gründen gegen sie verwahrt. Und wenn es die entscheidende Weichenstellung der europäischen Philosophiegeschichte partout gegeben haben muß: Sollte nicht die aristotelische Substanzmetaphysik den Anspruch darauf mit größerem Recht erheben als Demokrits Atomismus?

((3)) Zunächst möchte ich einige Punkte herausgreifen, in denen mir Schmitz' Diagnose partiell zutreffend erscheint. Meine Bemerkungen betreffen die Stichworte Zeit, Subjektivität, Kraft und Kausalität. Die Naturwissenschaft, so Schmitz, kennt nur die

„Lagezeit“, nicht aber die „Modalzeit“ ((27)), also nur das, was McTaggart die „B-Reihe“ der relationalen Zeitbestimmungen *früher als*, *zugleich* und *später als* nannte, nicht hingegen die „A-Reihe“ der Bestimmungen *vergangen*, *gegenwärtig* und *zukünftig*. Die letzteren sind bekanntlich auf einen jeweiligen Sprecher und seinen egozentrischen Nullpunkt der zeitlichen Orientierung bezogen, sie sind *indexikalisch*. Daß die vierdimensionale Auffassung der Raumzeit in der Gefahr steht, die Modalzeit in einem statischen Weltbild stillzustellen, ist richtig beschrieben. Nun behauptet Schmitz, die Physik der Zeit dokumentiere das „Scheitern des naturwissenschaftlichen Weltbildes an der unwillkürlichen Lebenserfahrung“ in besonderer Weise, denn von der Modalzeit „weiß der Physiker als Physiker nichts“, während er die Idee einer *Richtung* der Zeit allein modalzeitlichen Bestimmungen entnehmen könne, nämlich dem „Wissen, das er als lebender Mensch“ vom Unterschied zwischen Vergangenheit und Zukunft hat ((27)). Eine nähere Erklärung, worin dieses Wissen besteht, bleibt Schmitz schuldig. Wenn es überhaupt eine gibt, wird sie im Verweis auf die unumkehrbaren Lebens- und Alterungsprozesse bestehen müssen, denen wir als sterbliche Wesen unterliegen und die wir bewußt erfahren. Die Unumkehrbarkeit dieser Prozesse hat indes ihren Grund in einer physikalischen Tatsache über die natürliche Welt: in ihrer thermodynamischen Entropie. Entsprechend wird in der Wissenschaftstheorie der Physik vorgeschlagen, die Zeitrichtung mit der Entropierichtung zu parallelisieren. Über indexikalische Bezugnahme und den egozentrischen Nullpunkt der zeitlichen Orientierung kann uns die Physik nicht belehren, doch erscheint der Rückgriff auf die Entropie als der vorläufig beste Vorschlag, die *Richtung der Zeit* zu bestimmen. Die unwillkürliche Lebenserfahrung ist Erfahrung *von* unumkehrbaren Prozessen, aber sie liefert dem neugierigen Geist keine Erklärung für diese Unumkehrbarkeit.

((4)) Indexikalität ist auch das Stichwort zu Schmitz' Behandlung der *Subjektivität*. Er spricht von „Subjektivität in dem strikten Sinn, daß zu neutralen Tatsachen etwas dadurch hinzukommt, daß es sich um mich selbst ... handelt“ ((35)): „Wenn ich z.B. traurig bin, kann mir kein Mitmensch diese Aussage nachsprechen, ohne einen anderen Sachverhalt auszusagen, denn er ist nicht ich.“ Daß es sich um mich selber handelt, sei „mehr als alles, was in der Aussage objektiver Tatsachen mitgeteilt werden kann“ ((33)). Schmitz beschreibt hier die bekannte Eigenart der subjektiven Perspektive, die sich in der Nichtersetzbarkeit des indexikalischen Ausdrucks „ich“ spiegelt. Nun meint Schmitz, die Subjektivität oder Perspektivität finde „auf der Flucht vor dem naturwissenschaftlichen Objektivitätsideal ihre wissenschaftliche Heimstatt in der Phänomenologie“ ((35)). An dieser Einschätzung irritiert mich zweierlei. Zum einen kann man das Ignorieren oder Verfehlen eines Phänomens nur einer Theorie vorwerfen, die es auch zu erklären beansprucht. Doch welche naturwissenschaftliche Theorie erhöhe den Anspruch, das Phänomen der *de se*-Referenz aufzuklären? Schmitz sagt es uns nicht, sondern spricht vage vom „naturwissenschaftlichen Objektivitätsideal“. Meines Erachtens ist sein Kritikziel hier wie an anderen Stellen gar nicht „die moderne Naturwissenschaft“, sondern eine *philosophische These* über die Erklärungsleistung der Naturwissenschaften: *Der Physikalismus* und nicht irgendeine naturwissenschaftliche Theorie

behauptet, daß eine objektive physikalische Gesamtbeschreibung der Welt die Tatsachen vollständig erfaßt. Zum zweiten ist mir unklar geblieben, warum die Subjektivität ihre wissenschaftliche Heimstatt nur in der Phänomenologie finden können soll. Weder hat die Phänomenologie dieses Phänomen entdeckt, noch ist das, was Schmitz zur Irreduzibilität subjektiver Tatsachen anführt, eine phänomenologiespezifische Erkenntnis. Die von Henrich als „Fichtes ursprüngliche Einsicht“ bezeichnete Irreduzibilität der *de se*-Perspektive ist vom Deutschen Idealismus bis zur neueren analytischen Philosophie des Selbstbewußtseins (Castañeda, Chisholm, Perry) Gegenstand vielfältiger Erörterung gewesen.

((5)) Schmitz beschreibt, wie der Begriff der *Kraft* in der modernen Physik an den Rand gedrängt werde. Kraft erfahren wir „im leiblichen Spüren der von mir so genannten Halbdinge mit unterbrechbarer Dauer und zweigliedriger Kausalität“ ((17)). („Halbdinge“ nennt Schmitz partikularisierte Eigenschaften wie „reißende Schwere“, die in der analytischen Ontologie *Tropen* heißen.) Die Physik verdränge nun die Halbdinge, „indem sie auf der Flucht vor der erlebten Kraft die zweigliedrige Kausalität zur dreigliedrigen der Dinge ergänzt“ ((17)). Schmitz’ anregende Ausführungen zur „zweigliedrigen“ und „dreigliedrigen“ Kausalität sind leider zu skizzenhaft, um hier erörtert werden zu können. Ich möchte allerdings anmerken, daß in der nomologischen Regularitätstheorie, die noch am ehesten als wissenschaftstheoretische Standardanalyse der Kausalität gelten kann, weder Dinge noch Halbdinge, sondern Ereignisse die kausalen Relata sind. Schmitz bemerkt weiterhin, daß die Physik zunehmend „von Ursache und Wirkung nichts mehr wissen will und statt dessen die berechenbare Reihenfolge beliebig vieler Meßpunkte unter dem Titel von Naturgesetzen zum Leitbild der Kausalität erhebt“ ((17)). In der Kritik an diesem Kausalitätsbegriff hat Schmitz in mir einen engagierten Mitstreiter; die stetigen zeitabhängigen Differentialgleichungen haben gerade keine kausale Interpretation, weil sie ungeeignete Entitäten in die Rolle der kausalen Relata drängen. Ich habe an anderer Stelle dafür argumentiert, die Gesetzesauffassung der Kausalität nachgerade umzukehren zu dem Prinzip „Je nomologischer, desto weniger kausal“. Die Fairness gebietet aber hinzuzufügen, daß die Wissenschaftstheorie der Physik die Russellsche Herausforderung mittlerweile angenommen und Alternativen zur Gesetzesauffassung der Kausalität entwickelt hat. Insbesondere ist eine Renaissance der Kausalkräfte, Dispositionen und Vermögen zu beobachten (Bhaskar, Harré/Madden, Cartwright u.v.a.).

((6)) Schmitz’ Neue Phänomenologie neigt offenkundig zum *Phänomenalismus*; sie ist ausdauernder mit Sinneseindrücken, Erfahrungen und Erlebnissen beschäftigt als mit der Wirklichkeit, die da erfahren wird. Dieses Realismusdefizit zeigt sich in Schmitz’ eigenartiger Charakterisierung des Prognoseerfolgs der Naturwissenschaften: „Die Naturwissenschaft, geleitet von der Physik, erreicht ihre Triumphe dadurch, daß sie in überraschend vielen Hinsichten richtig vorherzusagen weiß, was Menschen nach Eingriffen mit nach physikalischen Theorien konstruierten Apparaten ... erleben werden, wenn sie sich mit wachen Sinnen zu gewissen Zeiten an gewissen Orten befinden“

((20)). Hier möchte man zum einen zurückfragen, inwiefern der Prognoseerfolg „überraschend“ ist. Wichtiger ist mir die Frage, warum er so phänomenalistisch beschrieben wird. Die Naturwissenschaft sage voraus, was Menschen erleben werden – warum nicht einfach, was der Fall sein wird? Sollte eine Theorie nicht zutreffend voraussagen, was unter bestimmten Bedingungen geschehen wird, ob nun Menschen zugegen oder nicht? Wahrheit ist eines, Überprüfung ein anderes. In diesem Zusammenhang erinnere ich an Schmitz' Bestimmung der „vielsagenden Eindrücke“: „Ein vielsagender Eindruck ist eine impressive Situation“ ((5)). Wie das? Sind Eindrücke selbst Situationen? Man sollte Situationen eher zur *erfahrbaren* Welt zählen, zu dem, *wovon* wir Eindrücke haben. Schmitz' ungewöhnlicher Sprachgebrauch zeigt ein tieferes Problem an. Die „Fülle“ der Situationen, die er erwähnt, ist nämlich primär ein Merkmal der Wirklichkeit, nur sekundär eines der Erfahrung. Husserl sprach von der „Fülle des Gegenstands“ und meinte eine ontische Eigenart der konkreten Einzeldinge. Man kann diese Eigenart ihre *deskriptive Unerschöpflichkeit* nennen: Konkrete Dinge haben stets mehr Eigenschaften als in einer Beschreibung jeweils genannt werden. Sie sind aber auch *perzeptiv unerschöpflich*: Sie haben mehr Eigenschaften als in einer Wahrnehmung jeweils repräsentiert werden. Daß ihre tatsächliche Beschaffenheit in einer Perzeption ausgeschöpft wird, verhindert schon das limitierte Auflösungsvermögen der sinnlichen Wahrnehmung. Keine Phänomenologie, die die Unerschöpflichkeit in den „vielsagenden Eindrücken“ verortet statt in der Wirklichkeit selbst, wird den phänomenologischen Topos der Fülle oder Dichte angemessen zur Geltung bringen.

((7)) Das Realismusdefizit, das ich moniere, betrifft nicht den Bereich der Erklärung und empirischen Überprüfung, denn hier handelt es sich von vornherein um einen epistemischen Kontext. In seinen Ausführungen zur kausalen Erklärung spricht Schmitz naturwissenschaftlichen Theorien die Kompetenz ab, Ursachen für beobachtete Phänomene anzugeben, da ihre Prognosen sich ja immer nur anhand weiterer Beobachtungen bewähren könnten, mithin kein davon unabhängiges Wissen vermitteln ((24/25)). Das ist ein merkwürdiger Einwand. Welches Wissen sollte man darüber hinaus erwarten? Mir scheint, daß Schmitz hier etwas Unmögliches verlangt. Die Idee eines nichtempirischen Beleges wäre eine *contradictio in adiecto*; eine Kausalhypothese an der Wirklichkeit zu überprüfen *heißt*, sie an der Erfahrung der Wirklichkeit zu überprüfen. Aus dieser Trivialität folgt sicherlich nicht, daß „jedem selbst überlassen“ wäre, „was vom naturwissenschaftlichen Weltbild er als nicht nur prognostisch bewährt, sondern darüber hinaus kausal erklärend gelten lassen will“ ((25)).

((8)) In seiner Lobrede auf „Kulturen, die für sich nicht-reduktionistische Abstraktionsbasen entwickelt haben“, adelt Schmitz auch äußerst fragwürdige Theorien durch das Epitheton „nicht-reduktionistisch“: hippokratische Astrologie, paracelsische Medizin, chinesische Pulsdiagnostik, allgemein das „archaische Eindrucksdenken in leibnahen Kräften“ ((6)). Möchte Schmitz uns ernsthaft eine Rückkehr zur Astrologie und zur vor-modernen Medizin anempfehlen? Immerhin gibt es in diesen Gebieten eine gewisse Außenkontrolle, nämlich den Vorhersage- und Heilungserfolg. Viele Krankheiten, an

denen sicherlich auch Schmitz nicht gern stürbe, wären nun einmal ohne hochentwickelte Pharmazeutika und moderne Apparatemedizin nicht behandelbar. Wenn wir einmal ernsthaft krank werden, vergessen wir unsere zivilisations-, wissenschafts- und technik-kritischen Anwandlungen und wenden uns, von wenigen Ausnahmen wie den Zeugen Jehovas abgesehen, an dieselbe Adresse. Kritik am „universalen Beherrschungsanspruch“ und der „menschlichen Weltbemächtigung“ der modernen Naturwissenschaft eignet sich fürs philosophische Seminar besser als fürs Krankenbett.

((9)) Schmitz' Philippika krankt an einer nachlässigen Identifizierung des Angeklagten. Offiziell sitzt die „die moderne Naturwissenschaft“ auf der Anklagebank, doch letztlich sollen deren Sünden auf kapitale „Verfehlungen des abendländischen Geistes“ zurückgeführt werden. Schmitz' Wissenschaftskritik mündet schließlich in eine umfassende Kultur- und Zivilisationskritik: Die Abstraktion von der unwillkürlichen Lebenserfahrung habe zu „überstürzten technischen Fortschritten in undurchsichtiger Richtung“ und zu einem „Betrieb unablässig sich verdichtender Kommunikation“ geführt, „während der Schwung ursprünglicher Ergriffenheit für eigene Gestaltungskraft ausbleibt“ ((49)). Dies sind bemerkenswert unscharfe und wohlfeile Diagnosen an der Grenze zur Beliebigkeit. Die Übung schließlich, wissenschaftsoptimistische Philosophen für den „universalen Beherrschungsanspruch“ bis hin zum „welterobernden Imperialismus“ verantwortlich zu machen ((15)), ist Ausdruck einer alten Philosophenkrankheit, der grotesken Überschätzung der Rolle des Geistes in der Weltgeschichte. Dem theoretischen Erkenntnisstreben wird zunächst die rücksichtslose Naturbeherrschung und dann der politische Imperialismus in die Schuhe geschoben. Wenn die Philosophen schon keine Könige sind, so sollen sie doch zumindest an allem Übel der Welt schuld sein. Mit der Wirklichkeit hat dieser umgekehrte Platonismus wenig zu tun. Eine Welt, deren Hauptübel die reduktionistische Abstraktionsbasis ihrer Geistesarbeiter wäre, wäre verglichen mit der unsrigen ein paradiesischer Ort.

((10)) Die starke These vom „Scheitern des naturwissenschaftlichen Weltbildes an der unwillkürlichen Lebenserfahrung“ ((27)) suggeriert, daß die Naturwissenschaft und die Phänomenologie der Lebenserfahrung dieselben Aufgaben hätten. Viel plausibler erscheint es, hier kein unmittelbares Konkurrenzverhältnis anzunehmen. Der Wissenschaft ist es laut Schmitz um die „Ermittlung objektiver Tatsachen bloß um dieser selbst willen“ zu tun ((36)). Darüber kann man streiten, doch wenn es sich so verhält, wie sollte es dann Aufgabe der Phänomenologie sein, Verirrungen und Verfehlungen *dieses* Unternehmens zu korrigieren? Diese Unklarheit führt auf die allgemeinere Frage, worin überhaupt die kritische Aufgabe der Philosophie gegenüber den Naturwissenschaften bestehen kann. Daß es eine solche kritische Aufgabe gibt, daran halte ich mit Schmitz fest. Meines Erachtens besteht sie zum einen darin, *schlechte* Wissenschaft zu kritisieren, insoweit deren Mängel auf philosophisch interessanten Gründen beruhen. Schmitz nennt die „Entlarvung irriger Voraussetzungen und von Scheinproblemen“ ((47)) – einverstanden, freilich hat dies nicht nur durch „phänomenologische Revision“ (ebd.) zu geschehen, sondern auch durch sinnkritische Analyse: durch die Diagnose von Katego-

rienfehlern, schiefen Analogien, Homunkulus-Fehlschlüssen und anderen Begriffsverwirrungen. Zum anderen fällt der Philosophie die Aufgabe der *Naturalismus-* oder *Szientismuskritik* zu. Sie hat den *Scientia mensura*-Satz zu kritisieren, also die Auffassung, daß die Methoden der Naturwissenschaften Wissen über alles verschaffen, wovüber es überhaupt etwas zu wissen gibt. Daß die Naturwissenschaften das Maß des Wißbaren definieren, kann schon deshalb nicht sein, weil auch in der Philosophie Wissen gewonnen wird. Das Unternehmen der Szientismuskritik ist nicht mit Wissenschaftskritik zu verwechseln. Kritikziel ist hier nicht „die moderne Naturwissenschaft“, sondern die Überstrapazierung des Erklärungsanspruchs naturwissenschaftlicher Theorien (man denke an evolutionstheoretische Erklärungen von Phänomenen, die gar nicht der biologischen Evolution unterliegen). Dieses Geschäft kann die Philosophie freilich nur professionell betreiben, wenn sie sich eingehend ihrer eigenen Mittel vergewissert hat, wenn sie also durch das Stahlbad der Erkenntnis- und Sprachkritik gegangen ist. Schmitz bietet hier nur die „Methode der phänomenologischen Revision“ an, die er in der Frage ausdrückt: „Welchem zur Annahme anstehenden Sachverhalt kann ich nicht im Ernst die Anerkennung verweigern, daß es sich um eine Tatsache handelt?“ ((39)). Gegen ernsthafte und aufrichtige Selbstprüfung ist nichts zu sagen, doch etwas genauer sollte sich das Geschäft der philosophischen Wahrheitssuche methodologisch schon bestimmen lassen.